



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stölzel: La grande nation

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



La grande nation

Von Wirklichen Geheimen Rat Professor Dr. Stölzel



Unter den Tatsachen, die einst die Geschichte der Entstehung des gegenwärtigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich verzeichnen wird, um einen Begriff von der politischen Denkfähigkeit unserer Gegner zu geben, wird sich vielleicht auch die finden, daß unmittelbar vor der französischen Kriegserklärung (wie französische Briefe nach Straßburg meldeten, um hier Stimmung für Frankreich zu machen) „Poincaré es in seinem Edelmut über sich gebracht habe, dem deutschen Kaiser drei Milliarden anzubieten, wenn er Frieden halte, der Kaiser habe aber sechs Milliarden gewollt, und deshalb gebe es Krieg.“ Solcher Blödsinn spricht auf dem Boden, dessen Bewohner vierundvierzig Jahre lang durch ihre Presse gegen uns zum Kriege geheizt und dessen Regierung niemals gewagt hat, den durch die beispiellosen fortbauenden Niederlagen damals herbeigeführten Friedensschluß als für sie bindend anzuerkennen. Die in den erwähnten Briefen berichteten Vorgänge werfen nebenher ein Licht darauf, wie wenig die Franzosen sich für den herbeigesehnten Revanchekrieg gerüstet glaubten. Sie scheuen nicht davor zurück, ihrer Regierung nachzusagen, sie habe versucht, mit großen Geldmitteln den Krieg, den sie bald darauf erklärte, noch hinauszuschieben.

Jener Tatsache wird eine mehr erheiternde Tatsache gegenübergestellt werden dürfen, die deutschen Ursprungs ist. Einer der mit unseren kampfesmutigen Landesverteidigern gefüllten der feindlichen Grenze zueilenden Eisenbahnwagen hat, nachdem uns die vierte oder fünfte Kriegserklärung zugegangen war, von einem witzigen Insassen die lapidare, weithin sichtbare Aufschrift erhalten: „Hier werden Kriegserklärungen entgegengenommen.“

Auch in schwerster ernstester Kriegszeit darf dem Humor sein bescheidener Platz gegönnt werden; er wirkt wohltuend auf die, die freudig zu Felde ziehen, sowie auf die, die in banger Sorge daheim bleiben. Das haben die Älteren unter uns, die bereits in gereiften Jahren den Krieg von 1870 und 1871, gleichviel in welcher Eigenschaft, miterlebten, jeder an sich selbst erfahren. Er wurde in jener Zeit nicht bloß von Tagesblättern gepflegt. Es tauchten auch ganze Bücher auf, die sich zum Ziele setzten, die geradezu unglaublich verlogenen französischen, sogar offiziellen und offiziellen Kriegsberichte den deutschen ganz anders lautenden gegenüberzustellen, die durch die ihnen nachfolgenden Ereignisse

bestätigt wurden. Ein solches Buch veröffentlichte damals Adam Pfaff in Kassel, ein trefflicher Patriot, der Freund Friedrich Dickens, mit welchem er die Hessische Morgenzeitung redigierte. Geradezu herzerfrischend wirkte das Buch, dessen erste Lieferung unmittelbar nach der Einbringung des kriegsgefangenen französischen Kaisers erschien. Den Titel des Buches gibt die Überschrift dieser Zeilen wieder*). Es ist vortrefflich geeignet, eine Parallele zu ziehen zwischen der französischen Presse von heute und von 1870, zugleich aber auch darüber aufzuklären, was bislang in jener Presse geschah und in nächster Zukunft von ihr zu erwarten ist. Der moralische Tiefstand des Volkes kommt darin zum Ausdruck.

Nur an ein paar Einzelheiten, die das Buch enthält, sei hier erinnert.

Um die verlangten Kredite für den Krieg gegen Preußen durchzusetzen erklärte bekanntlich die vom Minister Olivier in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli 1870 laut amtlichen Protokolls verlesene Begründung des Ministerrats, der König von Preußen habe sich geweigert, den französischen Gesandten zu empfangen, und die preußische Regierung habe dies amtlich mitgeteilt. Die hier unterstrichenen Worte enthielten eine Unwahrheit. Oliviers Kollege, der Herzog von Gramont, verschärfte die Unwahrheit in derselben Sitzung, der die Kriegserklärung Frankreichs bereits vorangegangen war, durch die weitere Erklärung: „Hätten wir länger gewartet, so hätten wir damit Preußen Zeit gewährt, seine Rüstungen zu vervollständigen, überdies genügt das eine Faktum: die preußische Regierung hat alle Kabinette davon benachrichtigt, daß sie unseren Gesandten zu empfangen ablehnte, als man noch unterhandelte. Wenn die Kammer diese Beleidigung ertragen könnte, würde ich nicht fünf Minuten lang Minister bleiben.“ Als die nun bald gefolgten deutschen Siege zum Sturz dieser Minister führten, ließen die neuen Minister am 9. August im offiziellen Wochenbulletin des Soir weise verkünden:

„Es treten im Leben der Völker entscheidende feierliche Stunden ein, wo Gott ihnen Gelegenheit gibt zu zeigen, was sie sind und was sie vermögen.“

Was sie sind, die Franzosen? Minderwertig gegenüber deutschen Kriegern und ihren Leitern!

Was sie vermögen? Nichts als Niederlage auf Niederlage einzuernten, aber abzuleugnen, bis sie zu Hunderttausenden in deutscher Kriegsgefangenschaft sitzen, um nun in niedrigster Gestimmung den eigenen Heerführern Verrat vorzuwerfen!

*) Beim Verlage der La grande nation sind Exemplare nicht mehr vorrätig. Ein billiger Neudruck, namentlich der ersten Lieferung, würde sich gewiß lohnen, damit eine Anzahl Exemplare unsern tapfern Truppen dargebracht werden könnte. Die Freude, die sie daran haben müßten, würde jetzt doppelt so groß sein, als die der Leser von 1871. Wer von damaliger Zeit her Besitzer des Buches ist, nimmt vielleicht Anlaß, sein Exemplar einer der Sammelstellen von Lesestoff für die Krieger zu stiften; er kann sicher sein, daß er damit manchem eine freudige Stunde bereitet.

Und obwohl am 1. und 2. September 1870 der Schlag von Sedan schon geführt war, schrieb am 3. September das Pariser Journal officiel: „Das Kriegsministerium hat gestern über das Resultat des Kampfes am Donnerstag noch keine offizielle Depesche erhalten; die anderen hier eingelaufenen Nachrichten sind zu widersprechender Art, um berücksichtigt zu werden.“ Am Morgen desselben Tages war Berlin bereits im Siegesjubiläum gewesen. Erst am 4. September bekannte sich in Paris eine vom Gesamtministerium unterzeichnete Ansprache zu der Verkündung: „Franzosen, ein großes Unglück hat Frankreich betroffen! . . . Nach dreitägigem Kampfe gegen dreihunderttausend Feinde wurden vierzigtausend Mann zu Gefangenen gemacht. . . Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht. . .“ Noch am Tage zuvor schrieb das Hofjournal Patrie: „Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen, Telegramme des Königs an die Königin, Mitteilungen von Manteuffel unterzeichnet, welche den Sieg am 30. und 31. August und am 1. September der preußischen Armee zuschreiben. Wohl, alle diese Depeschen beunruhigen uns durchaus nicht. Wir glauben nicht daran. Wir glauben nicht daran, weil seit Beginn des Krieges der König von Preußen, seine Verwandten und seine Generale sich auf dem Papiere stets den Gewinn der Schlachten zugeschrieben haben, in denen sie tatsächlich Terrain verloren hatten. Der König Wilhelm und seine Heerführer haben in der Vergangenheit immer gelogen, deshalb können sie gegenwärtig nicht anders denn als Lügner betrachtet werden, und wir sind wahrhaftig nicht töricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu schenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. August und 1. September die Schlacht gewonnen haben.“

Einer kleinen Verwechslung machte sich dann der Pariser Gaulois am nämlichen Tage, als der Transport des gefangenen Napoleon in deutschen Gewahrsam erfolgte, schuldig. Das Blatt ließ sich aus Varennes, der Poststation unseligen Andenkens, wo Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette im Januar 1793 mit Hilfe des berücktigten Postmeisters Drouet verhaftet wurden, um bald darauf die Pariser Guillotine zu besteigen, folgendes schreiben: „Es ist das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnsinnig geworden ist. Der König soll gestern von Varennes nach Berlin dirigiert worden sein. Nichts autorisiert uns, diese Nachricht für unrichtig zu erklären oder sie zu bestätigen, aber es gibt eine Tatsache, die wir unmöglich übergehen können: es ist dies die Wahl der Stadt, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen: dies ist der Ort, wo man Könige festnimmt!“

Als ich so in Pfaffs Buch vor dreiundvierzig Jahren nach dem Anblick des zusammengeknickten auf Wilhelmshöhe luftwandelnden Napoleon las und daneben die oben eingerückten prophetischen Worte des Soir vom 9. August über die entscheidenden Stunden, in denen Gott die Völker zeigen läßt, „was sie sind und was sie vermögen“, da klangen andere Worte wieder, die an Varennes anknüpften. Sie kamen mir seit meinen Jugendjahren mehr als einmal aus elterlichem und großelterlichem Munde zu Ohren, wenn von Frank-

reich die Rede war, und davon, daß es dort seit Ludwigs des Sechzehnten bis in die neue Zeit ständig gährte und brodelte, — die Erinnerung der Eltern umfaßte nämlich die ganze Zeit seit Napoleons des Ersten Aufstieg, die der Großeltern reichte zurück bis zu Ludwig dem Sechzehnten. Jene anderen Worte lauteten: „Dem französischen Volke kann es niemals wohl ergehen; niemals wird ihm Ruhe und Frieden beschieden sein; auf ihm lastet dauernd der Fluch der Tat von Varennes mit ihren nächsten Folgen, nicht zu vergessen der niederträchtigen Rede des öffentlichen Anklägers Hebert gegen die Königin.“

Wenn darum am 3. September 1870 der Gaulois auf Varennes hinwies, so war dies ebenso ominös wie der Hinweis des Soir vom 9. August auf die Fingerzeige Gottes in den für das Leben der Völker entscheidenden feierlichen Stunden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Franzosen selbst haben sich in jenen Worten ihr Urteil gesprochen — mögen sie das er- und bekennen.

Nun noch nach diesem ernsten Ausblick ein paar Zeilen kläglichster französischer Todesangst, die das Journal de Paris zwei Wochen nach der Katastrophe von Sedan brachte, und die zugleich an Alberheit wohl alles sonstige übertreffen. Sie handeln von den preußischen Ulanen. Obwohl zu jener Zeit neunzehn Ulanenregimenter bestanden, die den Franzosen bereits genügend bekannt geworden sein mußten, behauptet jenes Blatt, daß es Ulanenregimenter überhaupt nicht gibt. „Es sind vielmehr“, so heißt es weiter, „mit einem Patent versehene Freibeuter, welche keinem General und keiner Disziplin folgen, sich auf eigene Kosten anwerben, ausrüsten und unterhalten, den Krieg auf eigene Rechnung führen, nur für Gewinn kämpfen und von Rechtswegen behalten, was ihnen Fortuna sendet. Die Ulanen sind mit einem Worte Korsaren zu Lande. Ihr Patent ist ein Kaperbrief. Die zivilisierten Völker haben mit Recht das Kaperwesen als organisierten Seeraub betrachtet und unterdrückt. Die Ulanen hat man dabei vergessen, und Preußen weiß dies zu benutzen. Niemals findet man unter den Ulanen einen Menschen von guter Erziehung oder einen Offizier, der irgendwelche Zukunft hat, niemals Großherzigkeit oder einen Schatten von Patriotismus.*) Sie rauben bei uns, sie werden in ihrer Heimat rauben. Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb eben löst man sie jedesmal gleich nach Beendigung des Krieges auf. Gelegentlich mag es unter ihnen einen Tapferen geben, im allgemeinen haben sie nichts als Räuberlühnheit.“

Hieran wird deutlich, was eine französische Presse leisten, zugleich aber erkennt man auch an ihren schmachvollen Leistungen der letzten vierzig Jahre, was sie schaden kann. Wohl der größte Teil des jetzt über Europa hereingebrochenen Unglücks ist ihr und ihren ebenbürtigen Organen in Rußland und England zu danken.

Daß auch der Nimbus von Englands Größe schon lange im Schwinden begriffen ist, haben seine Frauenrechtlerinnen sehr schlagend bewiesen, und seine

*) Vgl. den Generalfeldmarschall Grafen von Fäseker, Chef und einstigen Kommandeur des Ulanenregiments Nr. 11!

Zeitungen haben jetzt angefangen, mit den französischen zu wetteifern, ja sogar ihnen den Rang abzugewinnen. Wenigstens hat man aus Paris davon noch nichts gehört, daß dort, wie in London, vor den besuchtesten Restaurationen auf dem Pflaster aufgellebte Extrablätter in fußhohen Buchstaben melden: „Zwei deutsche Armeekorps an der lothringischen Grenze gefangen genommen!“*) So bezeugt aus eigener Wahrnehmung eine am 6. August von der Insel Wight ausgewiesene, über London heimgekehrte Dame, und setzt hinzu: „was die englischen Zeitungen in jetziger Zeit auf Grund ihrer Pressfreiheit alles an Lüge und Gehässigkeit gegen Deutschland ausgespien haben, läßt sich hier in Kürze gar nicht erzählen . . . Das Volk ist weit entfernt von jeder Kriegsbegeisterung.“

Aus russischen Blättern der Gegenwart stehen ähnliche Belege augenblicklich nicht zu Gebote; was unsere Zeitungen aus ihnen referieren, läßt Schlimmes annehmen. In meiner Erinnerung lebt aber noch ein Faktum aus fast hundertjähriger Vergangenheit, das eine Familientradition weiter trug. Eine Anzahl Kosaken Tschernisheffs, die in Kassel nicht als Feinde, sondern als Freunde einquartiert wurden, lagen in unserem Hause der Oberneustadt. Zwei andere unweit davon gelegene Häuser waren ebenfalls Familienbesitz. Reichliche Einquartierung gab es darauf, aber Mietgelder, die eingehen sollten, fehlten, so daß der jungen Generation größte Sparsamkeit empfohlen wurde; denn — so hieß es — an den drei Häusern ist der Wohlstand der Familie zugrunde gegangen. Kurz vorher war von König Jerome eine Zwangsanleihe für den Bau der noch in der alten Wilhelmshöher Allee befindlichen Kaserne ausgeschrieben worden. Mehrere auf je 1000 Franken lautende Obligationen habe ich selbst im Besitz gehabt. Schwärmer hielten, zumal als der Sohn Jeromes, Prinz Plombon, zu Zeiten Louis Napoleons Kassel und Umgegend mit seinem Besuche beglückte, es für möglich, daß er die Rückzahlung der vom Vater in Kassel hinterlassenen Schuld durchsetzen würde. Aber es geschah nichts dergleichen; meine wie anderer Leute Obligationen wanderten in das Feuer des Herdes, auf dem einst den russischen Kosaken die Suppe gekocht worden war. Solche Herde damaliger Zeit nahmen einen gewaltigen Raum ein; ein riesiger gemauerter Rauchfang überdachte sie, der von reichlichen Schwaben oder Schaben bevölkert zu sein pflegte. In der Mitte flammte nun, als die Kosaken gefüttert werden mußten, unter einem gewaltigen Kessel ein besonders starkes Feuer, das die Schwaben aus den Ritzen des Rauchfangs herauslockte. Sie stürzten alsbald bei der ersten Speisung der Kosaken reichlich in die Suppe und wurden mitserviert; bei der zweiten Speisung hielten sie sich klüglichst zurück, sehr zur Unzufriedenheit der Kosaken. Diese hatten die Suppe vom Tage vorher besonders belobt, jetzt aber rügten sie, daß die „guten Krebschen“ fehlten. So erzählte man in Kassel noch lange nachher. Wie es heute mit der Kosakenliebhaberei bei uns stehen würde, brauchen wir hoffentlich nicht näher zu erproben; mögen die Russen selbst ihren Kosaken die Suppe mit oder ohne Schwaben bereiten.

*) Unterhaltungsbeilage des „Tag“ vom 23. August.